Neue Bücher bei L. Staackmann.

Von
Adolf Kassan.

Der Verlag Ludwig Staackmann in Leipzig, der im vergangenen Jahre das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens feiern konnte, hat während der fünf Dezennien einer Reihe unserer bekanntesten Autoren eine geistige Heimstätte geboten. Friedrich Spielhagen war der Erste und lange Jahre hindurch der Einzige, der bei Staackmann herauskam. Ihm gesellte sich seit 1894 Peter Rosegger hinzu. Der Dritte im Bunde war Otto Ernst. Dann erweiterte sich der Kreis von Jahr zu Jahr, und heute haben ungefähr 60 Autoren in dem Verlag den Heger und Förderer ihres Schaffens gefunden. Trotz der weit ausgreifenden sammelnden, sondierenden und publizierenden Tätigkeit im Bereiche deutschen Schrifttums und trotz der Vereinigung der verschiedenartigsten Charakterköpfe unter einem Dache ist der Verlag seinem alten Programm treu geblieben, seinem Ideal, deutscher Art und deutschem Wesen in der Ausprägung freien Menschentums eine Pflegestätte zu sein.

Aus der Reihe der neuen Werke, die der Verlag in der Nachkriegszeit herausgebracht hat, seien heute die nachstehenden herausgegriffen:

Heldentum, die Geschichte eines Vereinsamten, von Rudolf Hans Bartsch.

Ein Roman in Tagebuchform. Alarich Tusch, ein durch Weltgeschehen und persönliche Schicksale, durch Krieg und Zusammenbruch einerseits und durch Liebesverrat andererseits aus der Bahn Geworfener, findet sich wieder, indem er sich ganz auf sich selbst stellt. Alle Komplizierthaften des Lebens, die ewige Sansara, die uns im Banne hält, tut er als unwichtig ab. Er sucht und findet das Glück in innigem Zusammenleben mit der Natur, der er mit dem natürlichen, unverfälschten Bewußtsein eines „Helden" gegenübersteht, und in einer Art seelischer Askese und behutsamer Auswahl dessen, was ihn noch an die Außenwelt bindet. Als glücksuchender Einsiedler baut er sich selbst ein Haus und verwandelt eine Schuttstätte in einen blühenden Garten, die Umwandlung seines Innern damit symbolisierend. Dann aber tritt der Bruch in diesem System freiwilliger Askese ein. Alarichs angebetete Lore, die seine Liebe in den Wind geschlagen und sich einem anderen preisgegeben hatte, tritt wieder in seine Sphäre und wird, als Frau eines Protzen, seine Geliebte. Damit ist der Anlaß zum tragischen Ausgang dieses Lebens gegeben. Aber nicht aus der Entwicklung der Dinge selbst entsteht die Tragödie, sondern durch blinden Zufall. Alarich ertrinkt, und die Leiche des Helden wird in heidnischer Weise auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Töne tiefster seelischer Verinnerlichung und reinsten Naturempfindens klingen in der wunderbar harmonischen Musik der Sprache, die wir an Bartsch so sehr schätzen, durch das Buch und machen seine Schönheit aus. Darin, daß der Selbstverzicht an einem moralisch brüchigen Weibe zuschanden wird, daß also das Ewig-Weibliche hier nicht hinan-, sondern hinabzieht, liegt seine Schwäche. Der Weise, der, wenn auch letzten Grundes nur aus hochkultiviertem Egoismus, so Großes wollte, wird wieder, wenn auch zwar zum hochkultivierten, so doch immerhin zum Lebemann.

Michel Blank und seine Liesel. Von Rudolf Haas.

Ehrlich und offen — wie der Kritiker selbstverständlich sein soll — muß ich gestehen, daß die ganze Art des Verfassers, so, wie sie in diesem Buche sich kundgibt, mir wenig zusagt. Die Biedermeierei und abgezirkelte Geradlinigkeit der Charaktere, die auch in heikelsten Situationen zur Geltung gebracht wird, das Kraftprotzentum und die oft uferlos daherrollende Geschwätzigkeit und das aufdringliche Wesen der Mehrzahl der Personen fallen einem einigermaßen auf die Nerven. Hinzu kommt, daß Schicksal und Leben entscheidende Entschließungen oftmals zu dürftig motiviert sind und wunderlichste Querköpfereien diese Welt in Bewegung setzen. Mit Ausnahme der Liesel, des Stadtrats Vater und des Präsidenten eines industriellen Verwaltungsausschusses haben alle im Getriebe des Romanwerkes Auftretenden einen Stich ins Absonderliche, Verzerrte, Anormale. Auch hört man beim Lesen ab und zu den Kochtopf, in dem Frenssen seinen „Jörn Uhl" zubereitete, vernehmlich brodeln. Unzweifelhaft aber stehen dem Verfasser bedeutende Fähigkeiten zur Verfügung. Vor allem ist er ein Meister der Sprache, des geschliffenen Wortes, der zupackenden Rede und schlagenden Gegenrede. Daneben versteht er seine Gestalten scharf zu umreißen und in ihrer Charakterart festzuhalten und durchzuführen. Die Bedeutung des Buches liegt in der freudigen Bejahung des Lebens seitens des Michel Blank, in seinem Willen zum Schaffen, zur siegbaften Tat, zu einem ungebrochenen und nicht zu brechenden Optimismus, der zuletzt im opferwilligen Wohltun seine Krönung findet.

Suchende Liebe. Ein Buch von Frauen und Heimweh. Von Emil Hadina.

Der Titel gefällt mir nicht, auch nicht, nachdem ich das ergreifende Buch gelesen habe. Er paßt für den größten Teil aller Romane, die geschrieben sind und geschrieben werden. Dieses kleine Werk hat aber eine besondere Note: den Ernst und die Tiefe, womit das Menschentum erfaßt ist. Die äußeren Begebenheiten, die in bunter Fülle vorgeführt werden, bilden immer nur den Anlaß und Rahmen für das tiefe seelische Erleben, das ihnen entquillt. In dem besinnlichen Versunkensein, dem Hinabsteigen bis an die Wurzeln des Seins, bis zu den Verknüpfungen mit dem Allwesen, wie es sich in Natur und Menschenleben offenbart, liegt der Wert des Buches. Zur Klarheit, Kraft und Liebe will der Held des Romans sich durchringen; es gelingt ihm nach mancherlei Wirrnissen. Stille, freundliche Menschen mit morgendlich klaren Augen, reinem Wesen und unendlicher Liebe und Hingebung sind zuletzt in innigem Freundschaftsbund vereinigt. Die Sprache ist von ungemeinem Wohllaut und bezwingender Eindringlichkeit, wennschon mitunter ein pastoraler Ton sich einmischt. Ein Buch für stille Menschen und stille Stunden.

Plaudereien mit einer schönen Frau von Horst Schöttler.

Das Buch bringt mehr, als es anfänglich verheißt. Man ist zunächst darüber enttäuscht, daß so manche Allerweitsweisheit vorgebracht wird, weil man leicht vergißt, daß es sich um Plaudereien handelt. Bald stößt man auf Anmerkungen, die durch die reiche Lebenserfahrung, die dahinter steht, durch die Offenheit, mit der sie bekundet werden, durch die freie Auffassung, die sie möglich machen, durch das unauffällig sich äußernde Bestreben, Leben und Glück allerorten zu schonen und zu fördern, und durch weltmännischen Humor für den Verfasser und seine Art, Welt und Leben zu betrachten, werden und ihm Freunde gewinnen.

Tat und Schuld. Roman von Fritz v. Ostini.

In diesem Kriminalroman wird der Doppelmord, den eine Durchlaucht verübt, letzten Endes gesühnt durch den Eintritt des jugendlichen Täters in ein Trappistenkloster. Die Spannung wird hauptsächlich dadurch bewirkt, daß der Verdacht erst spät, nachdem alle Wege, die zur Entdeckung führen können, abgegangen sind, sich auf den Fürsten richtet, um den sich dann die Fäden der Verdachtsgründe spinnwebenartig zusammenziehen, bis der Indizienbeweis geschlossen ist und die Entlarvung geschieht.

•

Die Fahrt ins Leben. Von Wilhelm Scharrelmann. 2. Aufl. 240 Seiten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1920.

Wilhelm Scharrelmann ist längst als ein Meister der Skizze und Kleinnovelle bekannt. Es gibt kaum eine Zeitung von Bedeutung, die nicht diese oder jene seiner feingeschliffenen kurzen Geschichten veröffentlicht hätte. Hier hat er die schönsten zum duftigen Strauße gewunden. Ob wir mit ihm die Fahrt ins Kinderland antreten, ob er von Menschen und Dingen am Wege plaudert oder von Heimkehrenden erzählt, immer wieder entzückt er durch seine Gestaltungskraft, die Originalität der dichterischen Einfälle, die Eindringlichkeit und Zartheit des Stils und durch die Kunst die Grenze zwischen Fabel und Realistik zu verwischen. Niemand wird sich dem Zauber dieses Buches entziehen können, jedermann wird seine Freude haben an diesen kleinen Geschichten. Ob nun der Schalk aus den Blättern guckt oder vom Ernst und Kampf des Lebens erzählt wird oder moderne Anekdoten auf eine Schnur gereiht erscheinen — ein Grundsatz geht durch all die bunten Bilderchen; das ist die Kunst, die in den einfachsten Dingen eine Seele sieht, toten Gegenständen Leben einhaucht und vom Geheimsten Kunde bringt.

Dr. Max Naumann, „Vom nationaldeutschen Juden". Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin W 35.

Julius Franz Schütz: „Kreise um die Welt." 1920. „Wila", Wiener Literarische Anstalt, Ges. m. b. H. Wien — Berlin.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63. Fernruf 4520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 272 — Freitag, den 3. Dezember — 1920

Spohnmeyers Töchter

Roman von
Fritz Gantzer.

(Nachdruck verboten.)

Frau Auguste Spohnmeyer klappte das abgegriffene Wirtschaftsbuch zu, legte es auf den vor ihr stehenden Nähtisch aus feingeäertem Kirschbaum und ward den Blicklisch mit einer mißmutigen Bewegung und mit einiger Heftigkeit daneben, daß er ins Rollen kam und auf die abgelaufenen Dielen des Wohnzimmers fiel.

Mit tiefgekrauster Stirn saß sie dann eine ganze Weile und starrte durch das Fenster über gekrümmte, dunkle Dächer hinweg, die in scheinbar endloser Folge sich aneinanderreihten und zu dem blaßblauen Märzhimmel einen eigenartigen Gegensatz bildeten.

Der Blick über die vielen Dächer weg war Frau Auguste sehr gut möglich; denn Spohnmeyers wohnten im billigsten Berliner Norden im dritten Stock und erkauften sich der Benutzung von drei Zimmern, zwei Kammern, einer Küche und eines nicht allzu geräumigen Korridors. Uebrigens konnte man von den anderen Räumen bezüglich der Größe nicht das Gegenteil behaupten.

Der schrille Schrei der Lokomotive eines auf den nahen Gleisen der Nordbahn die Weite suchenden Fernzuges durchschnitt die Gedankenfäden Frau Augustes und gab sie der Wirklichkeit wieder.

„Ferdinand," sagte sie, einen tiefen Seufzer vorausschickend und sich nach ihrem Manne, der auf dem rotbraunen Plüschsofa das Vergnügen einer kurzen Mittagsruhe genoß, nicht umsehend, „Ferdinand, so wie es bisher ging, kann es wirklich nicht weiter gehen. Ich weiß nicht mehr ein noch aus. Und wenn du nicht willst, daß ich beim Bäcker und beim Kaufmann Schulden machen soll, mußt du mir einfach mehr Wirtschaftsgeld geben."

Der Kanzleisekretär Ferdinand Spohnmeyer hielt es scheinbar für das beste, vorab gar nichts zu sagen. Er schob im Anfluge eines leichten Aergers die Augenbrauen ein wenig zusammen, weil er sich durch die Mitteilungen seiner Frau im Zeitungslesen gestört sah und weil Erörterungen über Geldangelegenheiten zu den von ihm am wenigsten angenehm empfundenen Dingen gehörten. Erst als vom Fenster her ein in tiefe Ungnade geratenes „Ferdinand, hörst du nicht?" zu seinem Ohr drang, ließ er das Zeitungsblatt, in das Schicksal einer unabwendbar gewordenen Unterhaltung über wirtschaftliche Mißstände ergeben, sinken, schloß die Hände über dem Zeitungspapier ineinander und sagte: „Ja, ich höre."

„Also, es kann unmöglich so weiter gehen," wiederholte Frau Auguste und legte auf das Wort „unmöglich" besonderen Nachdruck.

Ferdinand Spohnmeyer begann lebhaft zu werden. Er warf sich ruckartig auf die Seite, daß der Lokalanzeiger in Gefahr kam, völlig zerknittert zu werden, und gab zu: „Ja, das meine ich auch: so kann es nicht weiter gehen. Wenn Alice einen Hut für 100 Mark, Cäcilie ein Kostüm für 250 Mark und Röschen gar einen Seidenmantel für 350 Mark bekommt, während mein vierteljährliches Einkommen kaum mehr als das Dreifache dieser Ausgaben beträgt, dann kann ich mir das Zigarrenrauchen hundertmal verkneifen und meine Anzüge fünfmal wenden lassen — es wird doch nie reichen. Das Geld meine ich natürlich." Und Herr Spohnmeyer, durch seine anklagende Rede in die schönste Erregung geraten, sprang plötzlich in die Höhe und richtete einen Blick voller Kampfansage auf seine Frau.

Die kniff das linke Auge zu, wie immer, wenn ihr etwas wider den Strich ging, und riß die Blätter des neuerdings zur Hand genommenen Wirtschaftsbuches ein paarmal nervös über den Daumen der Linken tanzen. „Das ist so deine Art, Ferdinand: sofort aus der Jacke gehen, wenn dir eine Aussprache über unangenehme Dinge nicht paßt. Und ungerechtfertigte Beschuldigungen zu Bergen aufstürmen, daß . . ."

„Ungerechtfertigte Beschuldigungen?" unterbrach der Kanzleisekretär wiederholend. „So?" Er schöpfte Atem. „War es nötig, 700 Mark gewissermaßen zum Fenster rauszuwerfen?"

Frau Spohnmeyer rückte sich zurecht. „Ferdinand, du wirst doch einsehen, daß die Mädels das Gekaufte durchaus haben mußten. Cäcilie ging schon rein zum Skandal mit ihrem abgetragenen Cheviotkleide. Sie hatte überhaupt nichts mehr anzuziehen und mußte etwas Anständiges kriegen. Und es ist doch bei dem Kostüm gerade genug gerechnet und gekauert worden. Und wenn wir die geärgerte Milliardecke nicht hätten mitverwenden können, dann wäre es noch ein Endchen teurer worden."

„Na ja, das mit dem Kostüm lasse ich allenfalls noch gelten," lenkte Ferdinand Spohnmeyer ein und griff nach seiner in der Ofenecke stehenden langen Pfeife. „Aber der Hut für Alice war eine glatte Ueberflüssigkeit, und daß Röschen absolut einen Seidenmantel haben mußte, ausgerechnet jetzt, wo unsereins kaum an ein Paar Stiefelsohlen denken kann, und das Pfund Kartoffeln 25 Pfennige kostet, das erkläre ich einfach als eine Höchstleistung in Unvernunft."

„Das tust du, Ferdinand! Denkst aber nicht an Frittis Zukunft und Lebensglück." Frau Auguste gab sich höchstlich gekränkt und schüttelte den Kopf.

„Was hat der Seidenmantel mit Röschens Lebensglück zu tun?" fragte Herr Spohnmeyer, die von ihm konsequent benutzte Koseform des Namens seiner drittältesten Tochter mit Betonung gebrauchend, da er das an den männlichen Vornamen erinnernde „Fritti", das seine Frau vorzog, nicht leiden mochte, und zündete den Tabakrest im Pfeifenkopf an. Und während er unter Anstrengung sog und mit den Lippen ein knallendes Pa-fen erzeugte, da der von seinem Bruder, dem Lehrer Paul Spohnmeyer in Dingslade bei Prenzlin im freien Handel kostenlos bezogene selbstgebaute Tabak den Brand verweigerte, setzte er, abgerissen sprechend und sich unterbrechend, hinzu: „Oder glaubst du . . . etwa . . . glaubst du etwa . . . hm . . . daß dieser Spennemann . . . ernsthafte . . . Absichten . . . hm . . . ernsthafte Absichten hat, und daß . . . daß Röschen sich seinetwegen . . . putzen müßte?"

„Natürlich!" versicherte Frau Auguste in Ueberzeugung.

„Dieser Windhund!" charakterisierte Herr Spohnmeyer und lächelte wegwerfend, während er eine blaugrüne Wolke übelriechenden, beißenden Tabaksqualms aus der glücklich in Brand gesetzten Pfeife sog und vor sich hinblies.

„O Gott, dieser abscheuliche Gestank," dachte Frau Auguste, weil ein offenes Urteil über die Qualität des Paul Spohnmeyerschen Erzeugnisses eine lächerliche Ueberflüssigkeit gewesen wäre und nur eine lange Entgegnung Ferdinand Spohnmeyers über versagte teure Zigarren und den Hinweis auf daraus sich ergebende bittere Notwendigkeiten zur Folge gehabt hätte. Aber sie hüstelte ein wenig und ward einen verstohlenen bedauernden Blick auf die weißen englischen Gardinen, von denen ein Fenster schon vor dem Kriege 46 Mark gekostet hatte und deren Anfangsabschnitten zum Zierschluß durch geschickte Plättarbeit vertuscht waren. Und endlich sagte sie: „Ein Windhund ist Karl Spennemann auf keinen Fall. Er hat

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201203021/fragment/page=0001

ehrliche Absichten, sonst hätte er Fritzi nicht den teuren Ring geschenkt."

„Teuren Ring?" fragte Herr Spehnmeyer, laut lachend. „Das Ding hat keine zehn Mark gekostet."

„Aber Ferdinand!"

„Ich sage dir, keine zehn Mark. Knapp sechs, sage ich dir. Und überhaupt, mir paßt dieser Verkehr schon lange nicht. Dieser Spennemann ist ein heimlicher Spartakist, dem ich bei nächster Gelegenheit die Tür weisen werde."

Frau Auguste erhob sich empört. „Ja, tue es nur. Das ist so deine Art. Du sollest froh sein, wenn sich eine Möglichkeit bietet, eine von unseren vier Töchtern verheiraten zu können, wo es nun wirklich bald zu spät wird. Du scheinst ganz zu vergessen, daß Käte bereits 24 Jahre alt ist, Alice 23, Fritzi 20 und Cilly nächstens 18 wird . . ."

„Besonders dürfte es für Cäcilie zu spät werden, die nächstens schon 18 wird," fiel der Kanzleisekretär mit stark zum Ausdruck gebrachtem Spott ein und sog so heftig an der Pfeife, daß das Paul Spehnmeyersche Produkt mühevoll der vorjährigen Pflege zieh end in Aufruhr geriet, als sie es mit Salpeter durchsetzt, und seine grünbräunlichen Teile ehemaliger in schöner Hoffnung betrachteten langen Blätter unter dem wulstigen Aufquellen weißgrauer Nachbarteile in Asche verwandelte.

Frau Auguste setzte ein Hustenanfall in Szene und erhob sich. „Das ist so deine Art: ernste Dinge ins Lächerliche ziehen. Also dann laß deine Töchter nur zu alten Jungfern werden und grabe alle Möglichkeiten, sie zu verheiraten, ein Grab."

„Ich bin doch kein Totengräber, Auguste," sagte Herr Spehnmeyer seelenruhig und sah nach der Uhr. Aber seine Frau vernahm seine Bemerkung nicht mehr. Sie hatte das Zimmer schon verlassen und die Tür eben unsanft ins Schloß gedrückt.

Der Kanzleisekretär rieb sich überlegend die faltendurchfurchte Stirn. „Wovon wollen wir eigentlich reden? Ach so, ja, hm . . . Und das Heiratsthema war, wie gewöhnlich, das Ende vom Lied . . . Aber freilich, wenn man vier Töchter hat . . ."

Er stieß die lange Pfeife mit einem mehr als ärgerlichen Ruck in die Ofenecke, nicht recht wissend, ob das Dingslaker Produkt aus Onkel Hannes Garten oder der Gedanke, vier dem Heiraten auszuliefernde Töchter zu besitzen, Schuld an der Verärgerung haben möchte, und rüstete zum Aufbruch.

Er mußte um 3 Uhr seinen Nachmittagsdienst antreten. Da war es die höchste Zeit! Denn wenn er die 33 um dreiviertel verpaßte, kam er zu spät. Und das würde dem Kanzleisekretär wie ein Verbrechen vorgekommen sein. Denn Ferdinand Spehnmeyer war einer von der alten Schule, der Pünktlichkeit im Dienste als die vornehmste Tugend eines preußischen Beamten betrachtete und vom Geiste der neuen Zeit keinen Tropfen in seinem Blute wußte.

„Hast du auch abgeriegelt, Fritze?" erkundigte sich Cäcilie Spehnmeyer mit einem ängstlich forschenden Blick auf die Tür des Zimmerchens, das zwei Federbettstellen, eine altertümliche birkene Kommode, ein einstmals rot poliert gewesenes Stuhl aus Kiefernholz und verschiedenen Kleinkram als Ausstattung aufwies, bei ihrer Schwester Friedike und zog einen zerknitterten Briefbogen aus dem Kleiderausschnitt am Hause.

Friederike bejahte eifrig und trug auf ihrem hübschen Gesicht mit dem kecken Stumpfnäschen, den eingeschnittenen Kirschenlippen und den blaugrauen Augen, die immer voll lüsterner Neugierde in die Welt sahen, den Ausdruck gespanntester Erwartung. „Na, nu los, Cilly! Was gibt's? Ich bin gespannt wie'n Flitzbogen."

Cäcilie klopfte mit dem Zeigefinger der Rechten auf die festzusammengepreßten Lippen, hob ihn dann ruckartig kerzengerade in die Höhe und sagte: „Aber!"

„Na, natürlich, Cillychen! Distretion Ehrensache! Ich bin doch kein altes Waschweib."

„Das weiß ich ja. Und gerade darum will ich dich ins Vertrauen ziehen. Außerdem hast du Erfahrung in solchen Dingen, du mit deinem Spennemann."

Friederike rümpfte das Stumpfnäschen. „Weißt du, Kleine, mit Karl scheint's mir nicht geheuer. Es kommt mir beinahe so vor, als ob er seit ein paar Tagen nicht mehr treulich ist."

„Ja? Aber das wäre bodenlos gemein!"

„Allerdings. Doch heutzutage trau der Teufel noch einem Männertreue? Pfui Teufel, Wind! Ein Rauch, der verweht, eine Welle, die verrinnt."

„Wo hast du das her? Das klingt so, wie aus einem Roman."

„Unsinn, Roman! Das habe ich aus mir selber . . . Aber, nun schieß' endlich los. Mir pubbert das Herz vor lauter Neugierde, daß ich's kaum noch aushalten kann."

„Aber!!"

„Kindchen! . . . Ja, wenn ich Alice wäre! Die könnte es keine halbe Stunde bei sich behalten. Und am nächsten Tage würden's schon die Spatzen von allen Dächern ausposaunen und in der Gegend ringsum pfeifen."

Die Jüngste Spehnmeyers barg das hübsche schmale Jungengesicht mit dem zarten Pfirsichflaum auf den bräunlich getönten Wangen in die schlanken Hände und schien schamhaft verlegen. „Ich traue mich beinahe nicht, Friede."

„Du bist ein Riesenschaf, Cäcilie. Nun etwas aber — oder! Ich habe nicht lange Zeit; du weißt, daß ich abwaschen muß. Und wenn Mutter mich hier beim Rumtrödeln abfaßt, dann gibt's 'ne Moralpaule. Oder willst du die für mich entgegennehmen?"

Cäcilie ließ die Hände fallen und rückte sich. „Na, dann also los! Unsinn ist es ja doch bloß." Ihr Gesicht war dunkel gerötet und brannte wie Feuer. „Du weißt doch, daß wir im Februar, vor etwa drei Wochen, bei Onkel Paul in Dingslake waren."

„Als wir hamsterten."

„Ja, damals. Und als wir . . ." Cäcilie brach ab und knüpfte verlegen an den Brieftrager hinten herum.

„Ach so!" Ein heller Schein vorzeitigen Verstehens glitt über Friederikens Gesicht. „Der hübsche, neue Gutsinspektor ist's!"

Das Rot auf Cäciliens Wangen wurde noch um einen Schein dunkler. „Du weißt ja schon alles," stieß sie überrascht hervor.

„Alles? Gar nicht weiß ich. Ich vermute bloß . . . Aber, mein Gott, Cillychen, so rede doch endlich!"

„Er hat an mich geschrieben . . . Und welch Glück, daß ich gerade zum Teppichklopfen nach dem Hof gehen wollte, als der Briefträger kam. Mutter hätte den Brief sonst sicher abgefangen. Na, und das wäre eine schöne Geschichte gewesen."

„Ja wieso? So ängstlich mußt du bei solchen Sachen gar nicht sein."

„Na, weißt du, Fritze! . . . Nun sage mir, was ich tun soll. Ich bin ratlos. Vollständig, direkt ratlos."

„Aber, liebstes Kind, ich kann dir doch keinen Rat geben, wenn ich nicht weiß, was er dir geschrieben hat. Nun lies doch mal den Brief erst endlich vor. Oder gib her, damit ich selbst lesen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Die königliche Gefälligkeit.

Ein Histörchen vom Alten Fritz.

Von

Karl Demmel.

(Nachdruck verboten.)

Sonntag in Potsdam. — Die Kaserne ausgestorben. Die langbeinigen Grenadiere sind auf Sonntagsurlaub in den Nachbardörfern zur Tanzmusik. Das geruhsame Residenzstädtchen ist eingenickt. In der Schloßkirche zittert Orgelklang und Gesang der nicht so zahlreichen Nachmittagsgemeinde an die hohe Decke und jubelt „Gottgefallen in Ewigkeit."

König Fritz ist, da ihm seine Diener bei der Mittagsruhe wähnen, den Park hinuntergegangen und tritt aus dem Tor heraus, wo Potsdams erste Häuser grüßen. Ein Grenadier steht vor dem Tor und mustert dessen schöne Kunstschmiedearbeit; als er den König erblickt, salutiert er preußisch-militärisch stramm.

„Was gaffst Er das langweilige Tor an?"

Der Grenadier wird rot und stottert verlegen.

„Find' Er das schön? Was ist Er seiner Profession nach?"

„Schmied, Euer Majestät," erwidert der Grenadier.

„Wo ist Er her?"

„Aus der Ostpriegnitz, Euer Majestät."

„Warum ist Er nicht auf der Tanzmusik mit seinen Kameraden?"

Der Grenadier wird wieder rot und bringt kein Wort heraus.

„Na?!"

„Ich, ich hab' eine Braut — halten zu Gnaden, Euer Majestät.

Der König lacht über das „Gnadenhalten".

„Er würde mich schön anspucken, Er langer Kerl, Er. Wo hat er sich die Kriegsnünze geholt?"

„Bei Kollin, Euer Majestät."

„Trotz der österreichischen Reiter? — Wenn Er General gewesen wäre, hätte Er natürlich den Dann zu Muslaschen geschlagen. He?"

„Ganz meiner Meinung, Euer Majestät."

Der König fragt noch eine Weile weiter, während er mit dem Krückstock im Sande stochert.

Sonntäglich geputzte Potsdamer Bürger gingen vorüber; die Männer zogen tief die Hüte, die ehrbaren Ehefrauen knickten tief.

Dann fragt der König wieder: „Hat Er irgendwie Beschwerde über seinen Korporal oder Kapitän? Ist das Essen gut und reichlich? Sag Er's alles ruhig wie Er's denkt."

Alles fand der König in Ordnung nach des Grenadiers offenherzigen Aussagen.

„Wenn Er sonst einen Wunsch hat, komm' Er direkt zu mir, lass' sich nicht abweisen. Er gefällt mir. Pack Er sich."

Mit hochrotem Kopf salutierte der Grenadier wieder.

Der König ging in den Park zurück und der Tag verging in sonniger Stille.

•

Jahre später. Alle Fehde ob Preußen ist vergessen. Handwerk und Bauernstand blühen nach den Kriegsjahren wieder neu auf.

Der ehemalige Grenadier Baumgarten, der obiges Gespräch mit König Fritz hatte, mußte, vom Militär entlassen, nach dem Tode seines Vaters die Dorfschmiede übernehmen. —

Seit Tagen ist das Dorf in Aufregung. Es geht das Gerücht, der König kommt auf Inspektionsreise zur Lugiedelung.

Die Häuser in den Dörfern werden von oben nach unten gekehrt, von vorn bis hinten gescheuert, weißer Sand gestreut, schön weiß gewaschene Gardinen angesteckt, Kleider gewaschen und gebügelt. — Der König sah nach allem.

Der Ortsschulze lernte seit Tagen den vom Kantor aufgeschriebenen Begrüßungstext auswendig; in der Schule wurde neunundneunzigmal das Einmaleins gepaukt. Und was sonst noch alles für Vorbereitungen im Dorfe getroffen wurden.

Als man noch im schönsten Reinemache-Fest steht — da platzt das königliche Gefährt ins Nest. Der Schreck fährt dem Ortsschulzen in die Knie — er hat seine Begrüßungsansprache vollständig vergessen.

Richtig, der Wagen hielt vor seinem Hause an und der König kam schnurstracks zur Tür herein.

Der Ortsschulze dienerte.

„Spar Er seine Fiximatenten! Ich will die Gemeindebuchführung sehen. Wird der Zins pünktlich bezahlt und abgeliefert?"

Alles war in peinlicher Ordnung.

„Ich wollte es Ihm auch geraten haben!"

Frau Ortsschulze kam hereingeknickt und jammerte ob der Ueberraschung.

„Was will Sie alte Großmutter hier bei den Dienstgeschäften? Bleib Sie bei ihrer Bohnensuppe."

Und schneller als sie gekommen, verschwand die Frau Ortsschulze.

•

Im Fremdenzimmer des Gasthauses „Zum Erntekranz" war der König abgestiegen und hatte sich das Zimmer durch seinen Begleiter zu einer kleinen Schreibstube herrichten lassen.

Einige Stunden nach seiner Ankunft stampften schwerfällige Schritte die Treppe hinauf.

Es klopfte.

„Herein!"

„Halten zu Gnaden, Euer Majestät.

„Ich hab' gar nichts in Gnaden zu halten. Was hat Er? Wer ist Er?"

„Dorfschmied Baumgarten, Euer Majestät. Ich wollte Euer Majestät an etwas erinnern, an ein Versprechen."

„Hab' ich Ihm etwas versprochen?"

„Jawohl, Euer Majestät. Vor Jahren beim Lustschloß zu Sanssouci. Euer Majestät erinnern sich vielleicht des Grenadiers, der das langweilige Tor schön fand."

„Das war Er?"

„Ganz recht, Euer Majestät."

„Gib Er mir die Hand. Das nenn ich anhänglich, das nenn ich seinen König lieben. Na, und das Versprechen?"

„Es betrifft meine Braut."

„Was? Braut? Soll ich ihr Kuhmeier werden? Ich meinte, Seine Söhne könnten längst wieder in Reih und Glied im Potsdamer Regiment. Was hat das für Bewandtnis?"

Baumgarten überreichte dem König einen Brief, worin er erzählte, daß der Großbauer ihm seine Tochter nicht zur Frau geben wolle, da er nur auf einen Gutsbesitzer trächtig sei; vielleicht würde der König beim Großbauer ein gutes Wort für mich einlegen.

Der König faltete den Brief zusammen und sagte: „Es ist zwar ein bißchen viel verlangt bei meinem Zipperlein auch noch für Ihn auf die Freite zu gehen, aber für einen kampftüchtigen Kameraden von Kollin soll mir nichts zu sauer werden. Hol Er sich heute abend Bescheid und führe Er mir seinen zukünftigen Schwiegervater her."

Der kam rasch nach des Dorfschmieds Bestellung, nichts Gutes ahnend.

„Was hat Er gegen den Schmied?" fuhr der König denselben barsch an, „sucht Er nur Geld, he? Hat Er den Beutel noch nicht straff genug? Schäm Er sich. Liebt seine Tochter den Schmied?"

„Soviel ich weiß, heimlich, Euer Majestät."

„Na also! Ist das nicht genug? Was noch?"

Nach einer Weile fährt der König in gutmütigem Tone fort: „Ist Er mir ein treuer Untertan?"

„Euer Majestät!"

„Weiß Er, daß das Land, auch wieder kräftige Männer braucht? Weiß Er das?"

Der Gutsbesitzer nickte.

„Helf Er indirekt auch mit, Preußen wieder hochzurichten. Er hat auch die Früchte des Sieges mitgetragen. Laßt Eure Kinder wenigstens glücklich werden. Der langen Rede kurzer Sinn ist der, daß Er seine Tochter dem Schmied zur Frau gibt, verstanden? Kein Wort! Der Schmied ist ein braver Kerl, verlaß Er sich darauf, wenn ich's Ihm sage. Er sagte mir vorhin, daß er mir ein guter Untertan sei. Ist das so? Also, morgen ist die Trauung. Er kann gehen."

•

Die Trauung fand tatsächlich am andern Tage statt. Der Dorfprediger konnte bei der Eile gar nicht so schnell einen passenden Bibeltext finden.

Der König schickte seinen Reisebegleiter als Gast mit einem Sächchen harter, preußischer Taler als Hochzeitsgeschenk.

Alles löste sich in Freude und Jubel auf, besonders, da der Vertreter des Königs die Braut um den ersten Tanz im Namen des Königs von Preußen bat.

So festlich hatte sich der Gutsbesitzer die Hochzeit seiner einzigen Tochter doch mal nicht träumen lassen, noch dazu mit einem königlichen Gast. Nun freute er sich über alles im stillen.

•

Zum Dank für alles bekränzte das Brautpaar in der Hochzeitsnacht den königlichen Reisewagen mit einer Girlande und warf einen Brief in die Kutsche, den beide Eheleute unterschrieben hatten und nochmals ganz besonders für die königliche Gefälligkeit dankten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201203021/fragment/page=0002